

Für Sozialarbeit mit mehr Beteiligung von Eltern und Kindern

Mario Ferrarini, Direktor der Vanoni-Stiftung, spricht mit Meryem Oezdirek, Fachmitarbeiterin Integras, wie die Vanoni-Stiftung die Zeit des Lockdowns erlebt hat.

Wie haben Sie die Situation in der Einrichtung erlebt und wie sind die Kinder mit den Massnahmen umgegangen?

Mario Ferrarini: Im Vergleich zu anderen Kantonen waren die Massnahmen im Tessin sehr streng: Zu Beginn der Pandemie mussten wir sehr schnell handeln und entscheiden: Vor allem organisatorische Fragen standen auf der Tagesordnung und wir hatten sehr wenig Zeit, um zu entscheiden, welche Kinder bei uns bleiben sollten und welche nach Hause gehen konnten. Für die Kinder, die in der Stiftung geblieben sind, war es schwierig, ihre Eltern nicht mehr zu sehen, obwohl wir nach Wegen gesucht haben, diese Kontakte zu ermöglichen. Mithilfe des Computers konnten die Kinder ihren Eltern über Zoom begegnen. Auch die Beschulung war ein zentrales Thema, mit dem wir uns befassen mussten: In den Foyers arbeiteten Sozialpädagog*innen daran, die Kontinuität des Schulunterrichts der Kinder zu gewährleisten und gleichzeitig unterstützten wir die Eltern beim Homeschooling.

Wir mussten auch die Arbeitszeiten für die Sozialpädagog*innen anpassen; die Mitarbeiter*innen unserer Stiftung arbeiteten in Drei-Tages-Schichten: Sie arbeiteten drei Tage hintereinander und hatten dann drei Tage frei. Sie waren flexibel, was sich dank der ständigen Anwesenheit einer Bezugsperson auch positiv auf die Kinder auswirkte.

Ich muss ehrlich sagen, dass es am Anfang schwierig war, Schutzmaterial wie Masken, Handschuhe usw. zu organisieren, aber wir erhielten Unterstützung vom Kanton durch das Amt für Familie und Jugend (UFAG).

Die EQUALS-Daten zeigen, dass die psychische Belastung junger Menschen seit Herbst 2020 massiv zugenommen hat. Wurde diese Veränderung auch von Ihnen beobachtet?

Ferrarini: Ich kann dies nur bestätigen. Es gibt einen Unterschied zwischen dem, was die Fachkräfte erleben, und dem, was die Kinder erfahren. Die Erzieher*innen glaubten, die Krise positiv bewältigt zu haben, doch im Frühjahr dieses Jahres zeigte sich in der Lockerung der Massnahmen eine Müdigkeit, die sich auch bei den Kindern bemerkbar machte.

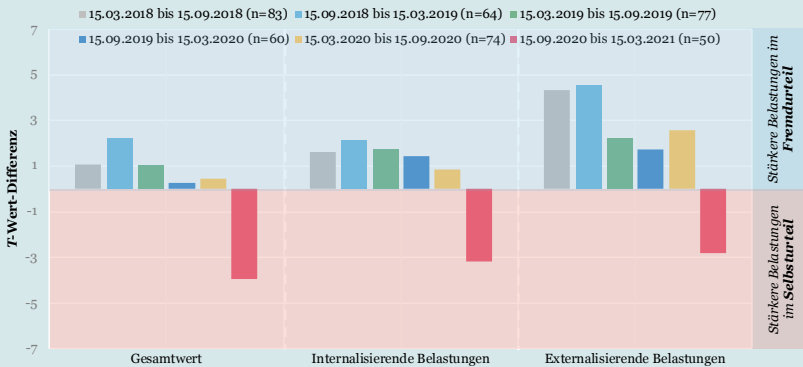
Wie erklären Sie sich den psychischen Zustand junger Menschen?

Ferrarini: Für die Kinder, die noch bei uns waren, war anfangs das Telefon eine Möglichkeit, mit ihren Eltern zu kommunizieren. Nachdem die Massnahmen gelockert wurden, entwickelten einige Jugendliche eine Abhängigkeit von den digitalen Medien. Obwohl man sich wieder treffen konnte, blieben die Kinder in virtuellen Welten und zogen sich zurück. Einige fanden nicht wieder – ich nenne es – in eine «Realität» zurück.

Sie sagten, einige Kinder hätten inzwischen zu Hause bei ihren Familien gelebt. Wie ging es den Kindern, die zu Hause lebten?

Wir standen unter grossem Druck: Es war nicht einfach, und wir hatten keine Grundlage, um eine Entscheidung darüber zu treffen, wer bleiben konnte und wer gehen sollte.

Durchschnittliche Abweichung zwischen Fremd- & Selbsturteil



Im Vergleich der Selbst- und Fremdurteile zeigt sich ein noch nie vorher beobachtetes Bild. Bisher lag die psychische Belastung aus Sicht der sozialpädagogischen Bezugspersonen – so wie in fast alle Studien in Hochrisikogruppen (z. B. Handwerk/Larzelere/Soper/Friman 1999) – immer über dem Niveau der Selbstbeurteilungen (Schmid et al. 2013, Schmid/Erb/Fischer/Kind/Fegert 2017, Jenkel/Schmid 2018); seit Herbst 2020 hat sich dies jedoch gewendet.

Erstmals befinden sich die durchschnittlichen Werte aus den Befragungen der Kinder und Jugendlichen über den Werten aus den Befragungen der Betreuenden. Der Effekt ist in jeder der drei Hauptskalen statistisch signifikant.

> zur EQUALS-Studie

EQUALS macht sich für ausserfamiliär untergebrachte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene und diejenigen, welche für diese wertvolle Arbeit leisten, stark. EQUALS wird in Zusammenarbeit mit Integras und teilnehmenden Institutionen am Zentrum Liaison und aufsuchende Hilfen der UPK Basel Klinik für Kinder und Jugendliche (UPKKJ) kontinuierlich weiterentwickelt.



Es war eine schwierige Entscheidung. Es gab auch Kinder, die von Anfang an bei uns bleiben mussten. Sechs Kinder mussten im Heim bleiben.

In anderen Fällen sind wir jedoch Risiken eingegangen, die glücklicherweise nicht zu Konfliktsituationen geführt haben. Die Kinder, die wieder bei ihren Eltern lebten, wurden alle freiwillig aufgenommen. Sowohl die Kinder als auch die Eltern mussten ihre Zustimmung geben. In jedem Fall hätten die Kinder in Konfliktsituationen jederzeit zurückkehren können.

Bei wenigen einzelnen Kindern wissen wir nicht genau, wie es war, da sie noch nicht über ihre Erfahrungen erzählen wollten. Dann gab es Kinder, die von schlechten Erfahrungen berichteten. Es war gut, dass sie über die prekären Situationen gesprochen und ihre Gefühle mit uns geteilt haben.

Die Kinder, die eindeutig gute Erfahrungen gemacht haben, verbringen nun mehr Zeit mit ihren Familien und weniger Zeit im Heim. Es war daher eine Gelegenheit für diese Kinder und für die Vanoni-Stiftung, die Unterbringung während der Covid-Situation neu zu bewerten. Nach nur sechs Monaten konnten zwei weitere von zwölf Kindern wieder bei ihren Familien leben. Dies wäre in der Vergangenheit unvorstellbar gewesen.

Obwohl man sich [nach dem Lock-down] wieder treffen konnte, blieben die Kinder in virtuellen Welten und zogen sich zurück. Einige fanden nicht wieder – ich nenne es – in eine «Realität» zurück.



Bedeutet das, dass Sie auch die Zeit zu Hause und in der Einrichtung neu bewertet haben?

Ferrarini: Ja, natürlich. Wir hätten vor dieser Krise nie gedacht, dass diese zehn Kinder eine Chance haben, in Zukunft mehr Zeit zu Hause und weniger Zeit im Heim verbringen zu können. Dank Covid war diese Öffnung möglich. Wie ich bereits sagte, war keiner der Elternteile verpflichtet, die Kinder in dieser Zeit aufzunehmen. Wir haben die Entscheidung getroffen, die Kinder zu ihren Familien zurückkehren zu lassen, und haben dies den Behörden mitgeteilt.

Wie war es für die zehn Kinder ins Heim zurückzukehren?

Ferrarini: Es gab keinen Widerstand. Ich denke,

das lag daran, dass die Sozialpädagog*innen täglich in Kontakt mit Eltern und Kindern waren und eine gute Beziehung aufgebaut haben. Auch die Eltern fühlten sich der Institution näher. Die meisten der zehn Kinder vergnügten sich mit ihren Familien. Sie waren nicht begeistert, als sie zurückkehrten. Es ist verständlich, dass sie es vorziehen, die ganze Zeit bei ihren Familien zu sein.

Es ist nicht so, dass die sozialen Probleme mit dem Virus verschwinden. Welche Probleme werden Ihrer Meinung nach am Ende bestehen bleiben?

Ferrarini: Das erste Problem, das ich sehe, ist das Problem der Schulbildung. Während der Schließung gab es bereits Schwierigkeiten mit dem Schulunterricht, und wir sehen immer noch, dass dies Folgen für Kinder und Jugendliche hat. Besonders schwierig ist es jetzt für Kinder, die schon vor dem Lockdown Lernschwierigkeiten hatten. Für sie sind die Probleme noch schwieriger geworden. Es muss hinzugefügt werden, dass es sich nicht nur um ein Problem in den Heimen handelt, sondern um ein gesamtgesellschaftliches Problem, das alle jungen Menschen betrifft.

Das zweite Problem, das wir sehen, ist die soziale Isolation von Kindern und Jugendlichen. Auch dies ist nicht unbedingt ein neues Problem, sondern eines, das sich durch die Pandemie noch verschärft hat. Während des Lockdowns konnten die Kinder nicht an Aktivitäten in der Gemeinschaft und im Freien teilnehmen. Nun wäre das wieder möglich, aber wir sehen bei einem Teil – und das ist ein eher kleiner Teil – dass sie in dieser Isolation bleiben wollen. Unser Dienst SAE hat bei Familienbesuchen auch festgestellt, dass Kinder und Jugendliche es schwierig finden, ihre Zeit draussen in der Gemeinschaft zu verbringen und sich stattdessen zu Hause isolieren. Wir glauben, dass diese Abkapselung weitere psychologische Folgen haben wird.

Ein drittes Problem, das mir aufgefallen ist, ist die Gewaltbereitschaft junger Menschen. Ich habe festgestellt, dass die Konflikte zugenommen haben, vor allem unter jungen Menschen. Man kann es bei uns im Heim sehen, aber es hat auch in der Gesellschaft zugenommen.



Was nach der Krise bleiben wird, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern. Wir haben eng mit den Eltern zusammengearbeitet. Es wäre dumm, wenn wir diese Veränderung nicht wahrnehmen würden. Die Eltern haben sich sehr bemüht, und das sollte anerkannt werden. Im Kinderschutzsystem sollten Kinder und Eltern daher mehr Möglichkeiten zur Beteiligung haben.

Wenn wir hören, dass so viele Kinder nach Hause gehen konnten, frage ich mich: Braucht es noch Sozialarbeit, wie sie jetzt ist?

Ferrarini: (Lacht) Sie fragen mich also, ob ich meinen Job noch 15 Jahre lang machen werde oder nicht?

Dann OK! Ja, leider braucht es immer noch Sozialarbeit. Leider brauchen wir auch Institutionen wie die unsere. Denn das Leid der jungen Menschen ist immer noch da. Es wird bleiben und sich vielleicht noch verstärken. Was wir jedoch ändern müssen, ist die Kultur der sozialen Arbeit. Wir sollten uns für eine Kultur einsetzen, in der die Rechte der Kinder und der Familie geachtet werden. Ich beobachte derzeit, wie die Rechte der Kinder und die Rechte der Familie während des Vermittlungsverfahrens noch immer nicht in vollem Umfang respektiert werden.

Meiner Meinung nach gilt dies für alle Bereiche der sozialen Arbeit. Im Tessin gehen einige Häuser bereits diesen Weg des kulturellen Wandels, aber es gibt noch viel zu tun. Es ist nicht einfach, aber notwendig.

Vielen Dank für das Gespräch.

Was nach der Krise bleiben wird, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern [...] Die Eltern haben sich sehr bemüht, und das sollte anerkannt werden. Im Kinderschutzsystem sollten Kinder und Eltern daher mehr Möglichkeiten zur Beteiligung haben.



Mario Ferrarini

Mario Ferrarini ist Direktor der Stiftung Antonia Vanoni, Lugano.

Die seit über 150 Jahren bestehende Stiftung Vanoni unterstützt Kinder und Familien in Not im Tessin und insbesondere im Raum Lugano.

> fondazionevanoni.ch